

“Wir wissen nicht, was morgen wird...”

Eindrücke einer Reise nach Israel und Palästina, August / September 2008

Christine Böckmann

Flughafen Berlin

Diesmal wieder ein Direktflug, mit El Al. Auf ein länger dauerndes Einchecken bin ich gefasst und zweieinhalb Stunden vor Abflug am Flughafen. Es beginnt mit einer längeren Befragung, u.a. mit den üblichen Fragen: „Wer hat´s gepackt?“ „Wo haben Sie das Flugticket gekauft?“, aber auch Fragen zu meiner Arbeit zuhause: „Finde ich Ihren Namen auf Ihrer Internetseite?“ – „Nicht direkt“ – „Wieso nicht?“ – „Weil wir uns schützen wollen, weil wir gegen Neonazis arbeiten. Da sind wir vorsichtig mit der Veröffentlichung von Namen.“ – „Also finde ich da Ihren Namen nicht?“ – „Nur im Downloadbereich, in Newslettern oder Artikeln.“ Insgesamt dauert die Befragung ca. eine Stunde – und dann beschließen sie doch, mein Gepäck zu untersuchen.

„Haben Sie elektronische Geräte dabei? Wo befinden sich die?“ MP3-Player, Handy, Kalender – alles muss ich vorführen. „Zeigen Sie doch mal die Spiele auf dem PDA.“ Ähm, das ist doch mein Kalender und mein Adressbuch, kein Spielzeug. „Brauchen Sie den MP3-Player im Flugzeug?“ Weil ich antwortete, dass ich im Flugzeug gerne Musik hören möchte, darf er am Ende im Handgepäck bleiben – als einziges elektrisches Gerät. Zu einem großen Problem wird die Spiegelreflexkamera: Weil ich zwar Filme gekauft, aber vergessen habe, die Batterien zu überprüfen (bzw. abends beim Packen dachte, ich könnte in Tel Aviv neue besorgen...), kann ich mit leeren Kamerabatterien nicht nachweisen, dass ich die Kamera zum Photographieren benutze.

Bodycheck: Arme breit, Hose öffnen, Schuhe ausziehen – fühlt sich blöd an, wie Ausgeliefertsein. Die Schuhe bekommen Aufkleber unter die Sohlen. Mein rechter Fuß piept am Hacken. „Sie hatten da eine OP?“ – „Nein“ – „Und wieso piept es dann?“ Herrje, was weiß ich denn? „Sind Sie sicher, dass Sie kein Metall im Fuß haben?“ – „Ja.“ Aber ich werde unsicher.

Meine Urlaubslektüre löst Stirnrünzeln aus: kein Reiseführer, veraltete Stadtpläne. Und die Autobiographie von Gandhi im Handgepäck macht mich den Reaktionen in den Gesichtern nach zu urteilen noch verdächtiger. Währenddessen kommen auch andere Fluggäste in diesen Nebenraum. Bei ihnen wird nur (?) das Handgepäck durchsucht. Meine Sachen befinden sich immer noch im Raum nebenan, hinter meist verschlossenen Türen. (Was machen die da? Unterwäsche zählen, Kalenderdaten auslesen, Jonglieren üben, ein Verdächtigenprofil über mich erstellen, sich über mein Gepäck amüsieren?)

Irgendwann bekomme ich den Rucksack leer zurück. Dann wird mir ein Waschkorb hingeschoben, voll mit meinen Sachen: „Sorry. Ich weiß nicht, wie das geht...“ Auf dem Fußboden darf ich wieder einpacken. Mein Privatleben ausgebreitet in einem Sicherheitsbereich. Kalender und Handy dürfen nicht ins Handgepäck. Die Kamera darf ich ohne funktionierende Batterien nicht mitnehmen. Aber ich kann noch probieren, im zollfreien Bereich welche zu bekommen. „Wir nehmen Ihr Handgepäck mit und treffen Sie dann am Gate.“ Nur Pass, Bordkarte, Schreibmappe mit Flugticket und Portemonnaie darf ich mitnehmen.

Beim Sprint durch den zollfreien Bereich bekomme ich unfreundliche Antworten, aber keine Batterien. Nach dem deutschen Sicherheitscheck – mal wieder Arme hoch und Füße heben nehmen mich die Herrschaften von vorhin wieder in Empfang. Abermals Bodycheck in einem Nebenraum: Arme

hoch, Beine breit, Schuhe aus: Die Aufkleber sind noch dran. Portemonnaie und Schreibmappe öffnen.

Dann bekomme ich mein Handgepäck und einen Abholzettel für die Kamera. Am liebsten würde ich jetzt fragen, ob ich dann nicht auch die vielen Filme dalassen könnte. Aber ich traue mich nicht und will lieber nicht wissen, was mit meinem großen Rucksack gerade passiert. Der offensichtliche Chef der israelischen Sicherheitsleute begleitet mich bis zum Einstieg ins Flugzeug. Dort übergibt er einem Herrn in Fliegeruniform ein Blatt Papier, auf dem ich einen roten Aufkleber (so einer wie auf meinem Flugticket und auf meinem Gepäck), meinen Namen und meine Sitznummer erkennen kann. Nach ihrer Ansicht bin ich anscheinend der gefährlichste Mensch in diesem Flugzeug. Eigentlich könnte mich das ja beruhigen, aber ich fühle mich unwohl und merke, dass ich im Flugzeug den Blicken der anderen Menschen ausweiche.

Tel Aviv

In der Mittagshitze flüchte ich in einen Buchladen und stöbere durch die Regale mit den zahlreichen Büchern über den Nahostkonflikt. Ein älterer Herr spricht mich an: „Sie suchen nach einem interessanten Buch?“ – „Ja“ – „Dann nehmen Sie das!“ Er drückt mir ein Buch in die Hand, über Thessaloniki. Hmm, an so etwas hatte ich eigentlich nicht gedacht. „Da geht’s um die Toleranz, die’s mal gab in der griechischen Stadt. Juden, Christen, Muslime lebten friedlich zusammen.“ Diese Geschichten würden viel zu selten erzählt. „All diese Bücher über die Kriege...“ Er zeigt auf die Regale mit den Nahostbüchern, in denen ich so interessiert gestöbert hatte. „Und hier ist noch so eins: über die Koexistenz von Islam und Christentum in Smyrna.“ – „Kennen Sie sich aus in diesen Dingen?“ – „Nein, ich will nur, dass die Menschen nicht nur die Kriege erinnern, sondern auch die Toleranz. Ihnen noch eine gute Zeit!“ Damit verabschiedet er sich und lässt mich stehen.

Ich blicke verwirrt auf die Bücherregale. Irgendwie hat er recht und erinnert daran, dass ich es doch immer bin, die sagt, wir sollten viel mehr die Friedensgeschichten und positiven Beispiele erzählen. Ich lasse die Kriegsbücher stehen und kaufe das Buch über Saloniki. Geschichten von Toleranz erinnern, nicht nur die Dramen von Krieg und Gewalt. Ich will mich darin üben, auch wenn es schwer fällt angesichts von Mauern, Checkpoints und mangelnden Friedenshoffnungen.

Museum für Comics und Karikaturen, Holon

Der Touristeninformation in Tel Aviv war es unbekannt, auch der Busfahrer kennt es nicht, aber ich finde es doch: das neue Museum für Comics und Karikaturen. Gleich am Eingang stolpere ich in eine Ausstellung mit politischen Karikaturen zum Nahostkonflikt: israelische, palästinensische, ägyptische, europäische, jordanische Karikaturen, teilweise tiefschwarzer Humor, aber dabei ehrlich und erfrischend. „Gibt es zu diesen Karikaturen auch einen Katalog?“ – „Bisher nicht. Meinen Sie, das würden Leute kaufen?“ Ich sofort!

Außerdem eine Ausstellung über einen gemeinsamen Workshop von polnischen und israelischen Comiczeichnern – eine kreative Auseinandersetzung mit Stereotypen, ein Spiel auf der Grenze zwischen Realität und Phantasie. Die Bilder drücken aus, was wir uns selten zu denken trauen. Ein Comic spielt mit unseren Bildern vom reichen Juden: Ein Pole kauft auf dem Flohmarkt ein Bild, auf dem ein Geld zählender Jude abgebildet ist. Der Händler behauptet, das Bild werde den Käufer reich machen, aber das funktioniert nicht... Ich würde so gerne lesen, wie die Geschichte weitergeht. „Gibt es dazu

einen Katalog?“ – „Die Comics sind noch gar nicht ganz fertig. Hoffentlich wird es Geld für weitere Workshops geben.“

Nach ein paar Tagen in diesen Hostels gehen mir die Backpacker auf den Geist. Sie jammern über ihre Armut und laufen in teuren Trekkingklamotten herum. Dann erklären sie einem, wo der schönste Strand von Belice ist. „Wo liegt eigentlich Belice?“ – „Was? Du kennst Belice nicht? Du solltest wirklich mal hin!“ Und einem Hostel in Oman – oder war es Amman? – wurde ein Pole komplett ausgeraubt. „Ist das nicht lustig?“ – „Was ist daran so lustig?“ – „Findest du das nicht lustig?“ – „Nein. Dass jemand in einem Hostel ausgeraubt wird, ist doch nicht lustig. Und dass es ein Pole war, der ausgeraubt wurde...“ – „Hey, was soll das? Behauptest du etwa, ich wäre Rassist? Bei meinen Reisen habe ich so viele Länder gesehen, so viele Menschen getroffen... Ich bin doch kein Rassist!!“ Zählen Backpacker eigentlich auch zur Mitte der Gesellschaft?

Sicherheitscheck am Eingang zum Bahnhof. Weil ich jetzt auch mit dem großen Rucksack komme, wird auch der kleine genauer untersucht. Pass vorzeigen und wieder die üblichen Fragen: „Wem gehören die Sachen? Wohin fahren Sie? Hat Ihnen jemand etwas mitgegeben?“ Dann macht er einmal oben auf und guckt unter die Wäsche (Gut, dass da oben die saubere liegt). „Was ist in den Tüten? Haben Sie Waffen dabei? Woher können Sie so gut Hebräisch?“ Am Ende bedankt er sich, dass ich so kooperativ war. Was kann ich auch sonst tun außer freundlich sein? Ich antworte, dass auch ich heil ankommen möchte. Da guckt er mich erleichtert an. Das scheint nicht die übliche Reaktion zu sein.

Bahnhof in Tel Aviv. Auf mehreren Anzeigetafeln steht, dass der Zug nach Jerusalem von Bahnsteig 4 abfährt. Dann wird er auch auf der Anzeige auf dem Bahnsteig als nächster Zug angekündigt. Ein Zug fährt ein. Ich will einsteigen, aber die Menschen um mich herum halten mich zurück „Halt! Nicht einsteigen! Sie wissen doch gar nicht, wohin der Zug fährt!“ – „Aber da steht doch, dass er nach Jerusalem fährt.“ – „Und woher wissen Sie, dass das der Zug ist? Wir müssen jemanden fragen.“ Anzeigetafeln, Fahrplan – nützt alles nichts. Wir können uns nicht endgültig sicher sein und warten deswegen erst einmal ab. Jemand mit Autorität muss uns sagen, ob das der richtige Zug für uns ist. Vorher ja nicht einsteigen!

Am Ende ist es der richtige Zug. Doch jeder, der den Zug betritt, fragt erst einmal nach. Es steht überall geschrieben, es kann nur dieser Zug sein. Wir müssen nur darauf vertrauen, dass die Angaben stimmen und es wagen einzusteigen. Fast sinnbildlich, diese Erfahrung: Wenn das Vertrauen fehlt, und der Mut einzusteigen, nützen selbst die schönsten Hinweistafeln und alle Logik nichts. Es braucht mindestens einen vertrauenswürdigen Menschen mit Autorität, auf den wir uns verlassen können.

Jerusalem

Ich bin wieder hier. Tee mit Minze zwischen alten Steinwänden, Muezzin und Glockenläuten. Ein Chaos von Sprachen, Menschen, Individuen. Die Versuchung, einfache Antworten zu geben ist groß. Doch mit offenen Augen in dieser Stadt werden die einfachen Antworten immer wieder in Frage gestellt. Jerusalem trainiert das genaue Beobachten, den zweiten Blick, das Fragenstellen und das Leben ohne endgültige Antworten.

Museum on the Seam, Jerusalem

Ein Haus am ehemaligen Niemandsland, als eine Grenze durch Jerusalem ging, ist jetzt ein soziopolitisches Kunstmuseum. Die aktuelle Ausstellung „HeartQuake“ bewegend, verstörend, das Denken provozierend: Photos von Armeehubschraubern in den Wolken, ein Abendkleid komplett aus dem Material von schusssicheren Westen, Photos von Gewalt. In der Beschreibung dazu steht, diese Photos böten „nicht die Annehmlichkeit der Empathie, der Solidarität, des Stehens auf der richtigen Seite der Barrikade.“ Empathie und Solidarität als Annehmlichkeit? Das verstört mich. Lange stehe ich vor den Bildern. Es ist so angenehm, zu wissen, dass man auf der richtigen Seite steht...

Auf dem Dach des Museums eine Kinderschaukel, direkt auf dem Geländer über dem Abgrund. Darunter eine breite, stark befahrene Straße. Schaukeln über dem Abgrund? Die Straße führt Richtung Ramat Eshkol. Ich werde hier nicht schaukeln, sondern zu Fuß gehen. Und dann mit der Buslinie von damals zurückfahren.

Ramat Eshkol

Zu Fuß nach Ramat Eshkol. Das Gehen tut gut, den Kopf freimachen. Vorbei an religiösen Menschen, Schulmädchen mit neugierigen Augen, einem „Terror Victim Support Center“, und vorbei an araberfeindlichen Graffitis. „Tod den Arabern“ und „Araber vertreiben“, aber das ist durchgestrichen. Wenn sie tot sind, muss man sie auch nicht mehr vertreiben, hey, was denke ich da? Ich mache keine Photos, und rede mich mit Gegenlicht heraus. Ehrlich wäre: Ich will hier jetzt nicht stehenbleiben. Ich will jetzt nicht ausgewogen sein. I refuse to be balanced. Ich halte die verschiedenen Perspektiven jetzt nicht aus. Meine eigene Perspektive wahrzunehmen, damit habe ich gerade genug zu tun.

Dann der Ort selbst, „meine Kreuzung“. Die Annehmlichkeit des auf der richtigen Seite Stehens? Ja, hier an dieser Kreuzung wäre es so einfach, auf der richtigen Seite zu stehen. Ich bin ein armes, unschuldiges Opfer des brutalen Terrors. Aber das ist es nicht. (Nicht mehr?) Die einfachen Antworten passen nicht mehr. Sie sind zu viele geworden, zu viele für die wenigen einfachen Antworten.

Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich heute an dieser Kreuzung eine Hängebuche pflanzen, auch in Erinnerung an die Tage Ende August in Imshausen: Mutig werden, Mensch zu werden – auch hier an dieser Kreuzung. Die Sicherheit der einfachen Antworten, die Logik des Schwarz-Weiß aufgeben, Fragen stellen, unsicher sein, fühlen, Angst haben.“Wir wissen wohl, was gestern war / Und wir hoffen, es nie zu vergessen...” (Mascha Kaléko).

Checkpoint nach Betlehem

Wie viel hat sich hier verändert! An diesem Checkpoint denke ich immer zurück an die Mahnwache mit der internationalen Konferenz der Frauen in Schwarz Ende Dezember 1994. Damals stand ich zum ersten Mal hier, zum Protest gegen die Siedlung Har Homa. Seitdem ist beides gewachsen: Har Homa und der Checkpoint.

Hinter dem Terminal des Checkpoints fällt der Blick direkt auf die Mauer – hier ist es definitiv eine Mauer, mehrere meterhohe Betonwände schlängeln sich ins Irgendwo. Vom Hotelzimmerfenster aus wird das ganze Ausmaß sichtbar: Mauer, Rachels Grab, Mauer, und noch mal Mauer.

Hier an dieser Stelle der Mauer kommen viele vorbei, auch viele Internationale. Dementsprechend viele Graffitis gibt es hier, manches kreativ: „I want my ball back“, das bunte Gemälde mit dem Tor am Ende der Straße, wo ich immer gerne einen Ball hätte (von einem Jugendworkshop des Arab Educational Institute erstellt), die berühmten Photos mit den Grimassengesichtern. Manches ist ziemlich dämlich („Carol will bring peace“), manches schrecklich (Hakenkreuze aus Logos internationaler Firmen).

Arab Educational Institute, Betlehem

Interessantes Gespräch über Hoffnung in diesen Zeiten. Haben die Menschen noch Hoffnungen? Wie könnten wir arbeiten, wenn wir keine Hoffnung mehr hätten? Sie erzählen von gewaltfreien Aktionen, die die Mauer umdeuten: Ein Chorkonzert an der Mauer. Oder „Carried by the Wind: Music knows no boundaries“: Auf verschiedenen Häuserdächern auf beiden Seiten der Mauer standen Musiker/innen und spielten auf ihren Instrumenten, der Wind trug die Klänge von einer zur anderen Seite.

Hinterher Gedanken über Hoffnungen und Durchhalten. Woher nehmen wir die Kraft, doch weiterzumachen? Ich definitiv bei meiner Arbeit zuhause auch aus der Tatsache, dass die anderen wie z.B. das AEI auch nicht aufgeben. Wie könnte ich dann...?

Die Berichte von der Arbeit des AEI erinnern an das, was Putevi Mira aus Dubica erzählte: Auch hier lassen sich Sozial- und Friedensarbeit nicht so einfach trennen. Das Bewusstsein von gemeinsamer Arbeit an den verschiedenen Orten der Welt macht stark. Frage, wie wir das deutlicher machen, dass es jeweils nicht nur um Betlehem, Dubica, Sombor oder Magdeburg geht. „Wir wissen nur, dass es morgen wird, wenn wir...“

Freitag im Ramadan am Checkpoint

Schon ab frühmorgens 4:00 Uhr fahren die Sammeltaxis zum Checkpoint. Freitagmorgens im Ramadan wollen sie alle zum Gebet auf den Tempelberg. Vormittags ist dort immer noch Stau, Autochaos, Menschenmassen. Frauen von Machsom Watch sind da, einige drinnen im Terminal des Checkpoints, andere hier bei uns auf der palästinensischen Seite. Auch EAPPI-Freiwillige sind da, eine neue Gruppe hat heute ihren ersten Arbeitstag – ein heftiger Einstieg.

Gespräch mit einem Internationalen, einem von der Sorte, der die Welt erklärt und dabei die Annehmlichkeit des Schwarz-Weiß-Denkens genießt. Machsom Watch findet er unwirksam. Die würden behaupten, sie würden immer an den Checkpoints stehen, aber sie wären doch so selten da und so wenige und überhaupt. Ich halte dagegen, sie arbeiteten ehrenamtlich und neben anderen Verpflichtungen. Aber da wechselt er das Thema. Außerdem vermischt er Grenzpolizei und Militär, wäre doch eh alles eins. Als ich dagegen argumentiere, wechselt er wieder das Thema. Mich nerven diese Welt-erklärer, ich denke zurück an die Photos im Museum on the Seam: „the comfort of empathy, of solidarity, of standing on the right side of the barricade“. Lieber das Feindbild behalten, weil es so einfacher zu leben ist. Manchmal ist das Feindbild von Friedensbewegten eine einheimische Friedensgruppe.

Die Frauen von Machsom Watch sind umringt von Menschen. Ich spüre ihnen gegenüber Bewunderung, dass sie so weit sind, dass sie hier auf dieser Seite stehen dürfen, Vertrauen genießen, Beharrlichkeit ausstrahlen, Palästinenser/innen ein differenzierteres Bild von Israelis ermöglichen: Nicht alle kommen in Uniform und mit Waffen.

Zur Überquerung des Checkpoints nach Jerusalem hinein können wir den Luxus des Umwegs genießen: Wir müssen uns nicht hier durch die Massen quälen, sondern nehmen den Umweg über Beit Jala. Palästinenser/innen ist das nur mit Sondergenehmigung erlaubt. Am Checkpoint dort müssen alle aus dem Bus aus- und dann wieder einsteigen. Die Palästinenser/innen zahlen für den zweiten Teil der Fahrtstrecke nach dem Checkpoint erst beim Wiedereinsteigen in den Bus. Es könnte schließlich sein, dass sie den Checkpoint nicht passieren dürfen. Bei uns ist das keine Frage. Wir bezahlen am Anfang schon für die gesamte Strecke. Es ist also ein besonderer Luxus, im Linienbus am Anfang schon für die ganze Strecke bezahlen zu dürfen.

Frauen in Schwarz, Jerusalem

Mal wieder ein Freitagmittag in der Sonne an der Kreuzung am „Hagar Square“. Eine Stunde Mahnwache mit den Frauen in Schwarz. Zu Beginn sind wir etwas über 10, am Ende ca. 20 Personen. Die Frauen finden das relativ wenig. Ich denke an unsere Gruppe in Magdeburg und finde das sehr viel. In der einen Stunde zähle ich diesmal nur zwei Stinkefinger. Einer zeigt uns den Vogel. Viele gucken, einige schimpfen. Aber es kommt auch einer vorbei, der uns „Shabbat Shalom“ wünscht. Viele, die an der Ampel stehen und uns anstarren, verpassen das Grünwerden der Ampel. Im Umgang mit den Schimpfenden bleiben die Frauen bestimmt, aber freundlich. Auch hier bewundere ich immer wieder die Beharrlichkeit und Beständigkeit der Frauen.

Hinterher Gespräch mit Gila: „Was machst du hier?“ – „Urlaub“ – „Und dann stehst du hier bei einer Mahnwache?“ – „Zuhause verbringe ich meine Freizeit zum Teil ja auch so.“

Wir verabschieden uns von den Frauen. „Wenn wir wieder im Lande sind, sehen wir uns bei der Mahnwache.“ – „Vielleicht brauchen wir dann keine Mahnwachen mehr.“ Kann es sein, dass diese Frauen zuversichtlicher sind als wir? Dabei sind sie es doch, die ständig mit diesem Konflikt leben.

Rosenkranzgebet an der Mauer in Betlehem

Ein Friedensgebet neben dem Car Gate des Checkpoints in Betlehem. Sie beten den Rosenkranz, hin und her gehend, immer an der Betonwand entlang, Schwestern des Caritas Baby Hospital, Einheimische, Internationale. Sei 2004 beten sie hier jeden Freitag. Ich schäme mich, dass ich es so selten zum Friedensgebet in den Dom schaffe. Nein, der Rosenkranz ist definitiv nicht meine Spiritualität, aber das langsame und ruhige Gehen und Beten tut gut und macht aufmerksam. Ja, wir haben auch andere Möglichkeiten, als Graffitis auf den meterhohen Beton zu malen oder in verzweifelten Aktivismus zu flüchten. Dieses Friedensgebet von diesen wenigen Menschen ist ein kraftvolles Zeichen für die beharrliche Friedensarbeit. Von solchen Dingen möchte ich viel häufiger bei uns zuhause erzählt wissen. Dieses leise Gebet gehört auch zu einem differenzierten Bild des Nahostkonfliktes.

Nach dem Gebet längeres Gespräch mit zwei neuen Freiwilligen des EAPPI in Betlehem. Ich mag ihre ruhige, fragende und für die Menschen offene Art. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie dadurch im Gewühl des Checkpoints viel bewirken können.

Besuch bei palästinensischen Freund/innen in Ostjerusalem

Es macht Spaß, mit den Kindern zu spielen, lachen, spielen, Freundschaft spüren trotz aller Schwere. Verbundenheit. Und wieder mal stelle ich fest, dass ich mehr Arabisch lernen sollte.

Zwischen dem Spielen mit den Kindern die üblichen Geschichten von Papierkram zwischen Deutschland, Israel, Jordanien und der palästinensischen Autonomie. Es geht um Bescheinigungen, Pässe, Aufenthaltsgenehmigungen und dem deshalb notwendigen Hin- und Herlaufen und -fahren zwischen Jerusalem, Ramallah und Amman. Diese Mischung aus Noch-nicht-Staat und Immer-noch-Besatzung verursacht Berge von Bürokratie. Hier geht es darum, dass bereits eingeschulte Kinder in den Pass eingetragen werden und um eine Aufenthaltsberechtigung für Jerusalem, damit nichts anderes möglich wird, als dass Vater und Mutter gemeinsam legal mit ihren Kindern zusammen leben und die Großeltern besuchen können.

An der Universität in Abu Dis ist die Situation auch nicht besser. Gehälter werden weiterhin nur unregelmäßig bezahlt. Wenn es nicht genug Zuschüsse für die Uni gibt, behalten sie ein Drittel des Gehaltes erst einmal ein. Doch wann das nachgezahlt wird, ist fraglich. Die Mitarbeitervertretung denkt deswegen über Streik nach. Aber egal, wie sie entscheiden werden: Klar ist, dass weniger Geld aufs Konto kommt. Auch die Arbeit in der Schule scheint nicht besser. Große Klassen, viele Schulstunden hintereinander, keine richtigen Pausen zwischendurch. Und auch zur Schule ist es ein langer Weg, über die Umwege und Checkpoints zur Arbeit zu gelangen. Arbeit unter diesen Bedingungen halte ich für unglaublich schwieriger als bei uns zuhause. Welch starke Motivation brauchen sie, um unter diesen Bedingungen hier weiter zu arbeiten und zu leben.

Ramadan in der Familie. Sich auf das Fasten einlassen, weil ich mich ganz auf die Menschen und ihren Alltag einlassen will. Das Fastenbrechen wird ein bewegender Moment. Vorher machten unsere individuellen Reaktionen auf Hunger und Durst die Beziehungen zwischen jung und alt schwierig. Jetzt genießen wir alle auf unsere eigene Art das Essen und die Gemeinschaft. Ein besonderer Moment der Freundschaft, auch wenn hinterher der Esstisch aussieht wie ein Schlachtfeld.

Ständig komme ich hier mit der Zeit durcheinander. Die Palästinenser haben schon von der Sommerzeit zurückgestellt, Israel noch nicht. Die Freund/innen in Ostjerusalem, wo – auch im palästinensischen Ostjerusalem die israelische Zeit gilt – reden von „unserer Zeit“, wenn sie die palästinensische Zeit meinen, und nennen die israelische Zeit „Jerusalem-Zeit“. Das Hin- und Herreisen zwischen Ostjerusalem, Westjerusalem und Betlehem bringt mich zeitlich völlig durcheinander. Es geht hier ungleichzeitig zu.

Hebron

Die Shuhada-Straße wirkt wie ausgestorben. Nur die Checkpoints zeigen an, dass wir uns in der realen Welt befinden. Die Palästinenser/innen leben hier zwischen den Siedler/innen auf dem Berg (Tel Rumeida) und den Siedler/innen unten im Tal auf der Shuhada-Straße. Am Hang – und damit im Konfliktgebiet – die Cordoba-Schule. Der steile Schulweg dorthin ist besser geworden: Was vorher Trampelpfad war, ist inzwischen gepflastert. Irgendwann dürfen auch wir auf unseren Wegen nicht mehr durch den nächsten Checkpoint und müssen umkehren. Checkpoints, durch Stacheldraht abgesperrte Straßen, skeptische Blicke von Passant/innen, Kinderlachen, Graffiti: „Gas the Arabs“ und „Zionism is racism“.

Altstadt und Märkte sind belebter als noch vor einigen Jahren. Händler/innen erzählen, dass es besser geworden ist. Aber man spürt, dass die Menschen hier nicht einfach nebeneinander leben können. Immer wieder sind Straßen blockiert. Betonblöcke, Gitter, Stacheldraht, Überwachungskameras sind auf uns gerichtet. Eine Marktstraße ist mit Drahtgitter abgedeckt. Zum Teil liegt Müll auf dem Gitter. Oben wohnen Siedler/innen. Viele palästinensische Häuser in der Nähe der Häuser von Sied-

ler/innen haben vergitterte Fenster. Eine Palästinenserin erzählt uns, dass täglich Kinder Steine gegen ihr Haus werfen. Auch bei ihr sind alle Fenster zur Straße vergittert.

Die Palästinenser/innen vermissen das Christian Peacemaker Team, das derzeit eine Pause zur Evaluation macht. In den 13 Jahren seit Beginn ihrer Arbeit ist damit zum ersten Mal niemand hier. Die Menschen spüren diese Lücke. Da soll noch einer sagen, gewaltfreie Präsenz in Konfliktzonen könne nichts bewirken.

Im Markt entdecken uns Jugendliche und sprechen uns auf Englisch an. Als wir weitergehen, knallt es plötzlich: ein lauter Schlag mit einer Hand auf eine Tischplatte. Er macht laut „Bumm!“ dazu. Als ich mich umdrehe und grinse, grinst er auch. Eine besondere Art von Humor. An einem Verkaufsstand mit Kinderspielzeug gibt es ein Plastikgewehr zu kaufen. „For Peace“ steht auf der Verpackung.

Machpela. Die Moschee ist wegen des Ramadan bereits geschlossen, aber die Synagoge dürfen wir betreten, nach zwei Sicherheitschecks mit Metalldetektoren und einmal Rucksack aufmachen. Draußen auf der Straße ein Souvenirladen, alle Einnahmen fließen in die Unterstützung der jüdischen Einwohner/innen von Hebron.

Sicherheitsgedanken: Mauer und Checkpoint

In Betlehem gehe ich an der Mauer entlang spazieren und photographiere Graffitis, auch die schrecklichen, wenig gewaltfreien. Ich muss daran denken, dass die letzten Bilder auf der Kamera ein paar unverfälschte Tourist/innen-Photos sein werden, falls der Sicherheitscheck danach fragt... Und schon wieder habe ich damit eine Schere im Kopf: Es ist doch nicht verboten, Hakenkreuz-Graffitis auf der Mauer zu photographieren.

Ein letztes Mal der Checkpoint in Betlehem. Man sieht diesen Checkpoints an, dass sie gleichzeitig „temporary“ sein sollen wegen der politischen Linie (Nein, wird keine Grenze! Wir sind ja gegen die Zwei-Staaten-Lösung) und beim täglichen Dauerbetrieb funktionieren sollen. Ein Nicht-Grenz-Übergang.

Im Terminal warten wir vor einer Metalldrehtür. Die Menschen werden nur einzeln durchgelassen. Man muss warten, bis eine Lampe von rot auf grün umschaltet. Erst dann lässt sich die Drehtür bewegen. Die Schlange wird länger. Eine Frau muss besonders lange warten. Die Männer hinter ihr drängeln, fangen an zu schimpfen, sie solle doch die Drehtür bewegen. Die Frau kann nichts dafür, aber sie bekommt den Ärger ab. Nicht nur der Checkpoint ist hier das Problem.

Während wir auf die Bewegung der Drehtür warten, diskutieren wir, wie lange es dauert. Machen sie es mit Absicht? Oder müssen sie zwischendurch telefonieren oder auf Toilette? Es wird wohl unterschiedliche Erklärungen geben, aber wir streiten uns, wie checkpoint-freundlich wir phantasieren.

Mein großer Rucksack wandert in das große Röntgengerät rein, dann schaut er auf der anderen Seite raus, wandert aber wieder zurück ins Gerät. Dann schaut er wieder ein kleines Stück heraus und bleibt so liegen. Was heißt das? Muss ich ihn aufmachen? Darf ich ihn rausziehen? Warum sagt keiner was? Ich stehe allein unter Überwachungskameras. Was mache ich jetzt? Dann kommt der Mann nach mir in der Schlange und zieht meinen Rucksack aus dem Gerät raus. Als ich mich das nicht getraut habe, stand die Ampel wohl auch auf rot.

Jerusalem

Unibibliothek. Ich lese mich durch aktuelle Zeitschriften: Antisemitismus in Europa, die Politik von Tzipi Livni, der Siedlungsbau, Einschätzungen zu Jimmy Carters Nahostposition, das Zusammenleben von Orthodoxen und Säkularen in gemischten Wohnvierteln... Wie schnell die Zeit vergeht und was ich alles nicht weiß. Und wie kompliziert das ist und wie differenziert.

Hinterher mit dem Bus wieder zurück in die Stadt. An einer Kreuzung erkenne ich eine Brücke wieder. Von hier aus zur Wohnung des palästinensischen Freundes ist es nur ein Katzensprung, aber irgendwie ist es auch meilenweit entfernt. Ich male mir aus, wie es wohl wäre, wenn sich die Magdeburger/innen aus Stadtfeld und die vom Hassel nie begegnen würden, und die einen müssten eine Genehmigung haben und mehrere Checkpoints überqueren, um im Dom beten zu dürfen.

Im Hospiz treffen sich nicht nur Urlauber/innen und Pilgergruppen, sondern auch die wichtigen Leute, die einem den Nahostkonflikt erklären. Einige erzählen, dass sie nach Hebron fahren wollen. Das sei dort alles ganz schrecklich. Sie reden von „jüdischen Kolonialisten“, die einen Teil der Moschee besetzt hätten als Synagoge. Dass sich beide Religionen an diesem Ort an ihren gemeinsamen Stammvater Abraham erinnern, interessiert sie nicht, auch nicht, dass ich sage, dort hätten Juden und Muslime jahrhundertlang friedlich nebeneinander gelebt. Als ich dann noch erzähle, dass ich vorgestern in Hebron war, gucken sie enttäuscht. Ihr Heldentum von heute wird dadurch geringer.

Nein, ich habe keine Lust mehr auf all die Dramageschichten und diese heldenhaften Internationalen. Ja, die Lage ist schlimm und schrecklich und ich kann jeden verstehen, dem hier die Hoffnungen schwinden. Aber das heißt doch nicht, dass alles schlecht ist. Es gibt weiterhin auch die Friedensgruppen, die Initiativen zur Koexistenz, die kleinen Verbesserungen. Und die will ich auch wahrnehmen und von ihnen erzählt wissen. Doch wenn wir zuhause von der Normalität und der trotz allem praktizierten Koexistenz erzählen, wird unser Aufenthalt hier weniger spektakulär. Wir sind dann zuhause weniger heldenhaft und uninteressanter. Auch wir profitieren damit von der Existenz des Konfliktes. Wenn hier Frieden wäre, könnten wir nur noch von einem wunderschönen Land mit normalen Menschen erzählen. Ob das zuhause jemand hören wollte? Wenn die Welt über Nacht gewaltfrei geworden wäre, würde ich das auch daran merken, dass wir weniger Heldengeschichten zu erzählen hätten.

Kirche St. Anne. In einer Stunde dort habe ich unzählige Marienlieder aus aller Welt gehört. Eine italienische Gruppe singt das Salve Regina und ich denke zurück an das Rosenkranzgebet in Betlehem. Dort an der Mauer klang es nicht so voll, war aber nicht weniger bedeutsam.

Sonnenuntergang ist vorbei, das Abendgebet der Muezzins verklungen, es ist still geworden. Jetzt ist Zeit für das Fastenbrechen. Die Marktfrauen auf dem Boden sitzen essend hinter ihren Früchten und Kräutern, die Männer in der Schlachtereier mitten zwischen den Schafhälften. Niemand interessiert sich jetzt für die vorbeilaufenden Tourist/innen. Ramadan karim, gesegneten Ramadan.

Mittags im jüdischen Viertel der Altstadt. Der Duft von frischen Pommes steigt mir in die Nase. Ich bekomme Hunger und bestelle mir eine Portion. Beim Bezahlen stelle ich fest, dass die Tourist/innen hinter mir zehn Shekel mehr bezahlen müssen. Wie kommt das? Ich frage nach. „Ach, das andere ist der Preis für Touristen.“ – „Aber ich bin doch auch Touristin.“ – „Wer Pommes auf Hebräisch bestellt und beim Bezahlen auch die Zahlen versteht, ist keine Touristin.“ Wir kommen ins Gespräch. „Es ist besser geworden“, meint auch er. Es kämen wieder mehr Tourist/innen und damit mehr Geld in die Kasse. Hihi. „Über Politik oder die Zukunft denke ich nicht nach. Dann ist es ok.“

Rückreise

Morgens um 3:00 Uhr stehe ich in der Schlange vorm Sicherheitscheck am Flughafen, dreieinhalb Stunden vor Abflug. Der rote Aufkleber, der seit der Hinreise auf meinem Flugticket klebt, scheint den Vorgang zu beschleunigen: Ein Blick auf das Ticket und ich werde gleich aus der Schlange aussortiert. Ich bin noch keine zehn Minuten am Flughafen und bekomme schon einen Extraservice.

Jemand kommt und nimmt mich mit. Ich darf mein Gepäck ablegen. Zuerst werde ich befragt. „Warum fliegen Sie nach Berlin?“ – „Weil ich nach Hause muss.“ – „Warum?“ – „Mein Urlaub ist zu Ende.“ – „Wohnen Sie in Berlin?“ Ich erkläre, dass Magdeburg in der Nähe von Berlin liegt: „Nur zwei Stunden mit dem Zug.“ – „Dann ist Magdeburg also wie ein Vorort von Berlin?“

Dann mal wieder die Geschichte mit dem ö: „Warum wird Ihr Name auf dem Flugticket anders geschrieben als im Pass?“ – „Es existieren beide Schreibweisen. International benutzt man häufiger das oe, wenn es das ö nicht gibt.“ – „Warum steht dann auf dem Flugticket ihr Name mit oe? Sie sagten doch, Sie hätten es in Deutschland gekauft?“ – „Ja, online bei einem deutschen Reisebüro.“ – „Warum schreiben sie Ihren Namen dann so?“ – „Ich weiß nicht. Vielleicht weil sie wissen, dass das ö international schwierig ist.“ – „Und warum steht dann in Ihrem Reisepass Ihr Name mit ö?“ Was weiß ich?? Es gibt Fragen, die stelle ich mir erst auf Flughäfen. Ist es zu viel verlangt, zwei Schreibweisen des Nachnamens zu haben und trotzdem am 11. September fliegen zu wollen? Oder soll mich das nervös machen? Herrje, die Fragerei beginnt mich zu nerven. Dabei sind wir erst am Anfang.

Dann die obligatorischen Fragen zur Reise: „Was war das Ziel Ihrer Reise? Wie lange waren Sie in Israel?“ Die Antwort „Das sehen Sie doch am Einreisestempel“ kann ich mir gerade noch verkneifen. „Was haben Sie in Tel Aviv gemacht?“ Die Schönheiten des Bauhaus kennt die Fragestellerin anscheinend nicht. „Wo haben Sie in Betlehem gewohnt? Haben Sie dort Menschen getroffen?“ („Was stellen Sie sich vor? Dass es dort menschenleer ist?“), schwirrt es mir durch den Kopf. Meine närrische Kreativität beginnt sich zu regen. Das kann schwierig werden. Beherrsch dich. Du wolltest nett und freundlich bleiben.) „Haben Sie eine Kamera? Können Sie Bilder zeigen?“ Ich zeige die letzten Bilder, Sonnenuntergang in Jerusalem: „Gestern Abend“ – „Sie haben sicherlich auch Bilder von sich selbst“ – „Nein“ – „Nein?“ – „Nein, ich habe ja selbst fotografiert.“ – „Aber viele machen doch so Bilder von sich vor der Grabeskirche oder am Strand.“ Ich hasse solche Bilder! „Und Bilder aus Betlehem?“ Ich schaffe es, über die Mauergraffiti und Hebron zu scrollen (Achtung! Hebron habe ich gar nicht erwähnt!) und lande bei touristischen Photos von der Geburtskirche. Das überzeugt, ich darf die Kamera wieder einpacken.

„Haben Sie Eintrittskarten von Museen, Tickets?“ Ja. Ich habe die Frage erwartet und deshalb einseitig gesammelt: palästinensische Bustickets und Quittungen weggeworfen, israelische aufbewahrt. Während sie mein Zugticket von Tel Aviv nach Jerusalem anguckt, fragt sie: „Wie sind Sie von Tel Aviv nach Jerusalem gekommen?“ Mein närrisches Hirn fragt sich, was Heißluftballon auf Englisch heißt.

Wozu dienen diese Fragen? Ich bin doch schon längst als verdächtig eingestuft. Ist es bedenklich, dass ich den Straßennamen von dem Hostel in Tel Aviv nicht mehr weiß? Was ist, wenn sie rauskriegen, dass Magdeburg kein Vorort von Berlin ist? Kann mir eine deutsche Behörde eine Beglaubigung über das deutsche ö und seine Schreibweisen im internationalen Luftverkehr ausstellen?

Endlich wird mein Gepäck durchleuchtet und ich darf es wieder zurück schleppen. Zwei Männer machen sich bereit und ziehen Plastikhandschuhe an. „Wann geht Ihr Flieger?“ – „Um kurz nach halb sieben.“ – „Oh, dann müssen wir uns beeilen.“ Es sind noch über zwei Stunden bis zum Abflug.

„Elektrische Geräte? Wo?“ Es quillt mal wieder vor allen Augen aus meinem Rucksack. „Vorsicht Töpferwaren!“ – „Wo?“ – „Oben, in einer Plastiktüte.“ – „In welcher? Was ist in dieser Tüte?“ Ich komme durcheinander. Was steckt in welcher Tüte? Ist das Kaffee oder Sonnenmilch? „Warum nehmen Sie so viele Filme mit, wenn Sie gar keine Kamera dafür haben?“ Meine Antwort, dass seine Kollegen in Berlin meine Kamera aussortiert haben, macht mich nicht beliebter. Der Kaffee wird mitgenommen und angepiekst. (Ob die in ihrer Pause nur den Kaffee aus diesen gesammelten Proben kriegen? Oder veranstalten sie damit Verköstigungen: „Ey, da hat wieder so ein Touri den schlechten Kaffee aus der Altstadt gekauft. Fragt den mal, was er bezahlt hat!“)

Das Gepäck bleibt stehen. Ich muss zum Bodycheck. Diesmal sind sie sogar zu zweit, weil eine die andere gerade einarbeitet. Wieder mal kommt mein Portemonnaie zum Röntgen. Auch wenn sie es noch so häufig untersuchen, wird es keinen Sprengstoff o.ä. enthalten. Und auch die Schuhe werden mal wieder weggetragen. Wenn jetzt wirklich was passieren würde, wäre ich weit entfernt von meinem Gepäck, ohne Geld, ohne Ausweis, nur auf Strümpfen. Aber wenn alle Verdächtigen so gefährlich sind wie ich, passiert nichts. Bodycheck diesmal sehr genau, Kragen, Kragenninnenseite, Saum, Hosennaht, Socken, Sockenfalten. Immerhin piept mein Hacken nicht.

Dann wieder zurück zum Gepäck, natürlich mit Begleitung. Ich darf jetzt zum Check-In-Schalter, aber ein Sicherheitsmensch bleibt hinter mir. Er lotst mich zum Expressschalter für die Business Class. Als ich dran bin, fragt mich die Frau am Schalter, warum ich denn hier stehen würde. Ich müsste doch... „Der Mann von der Security hat mich hergeschickt.“ – „Aha.“ Danach darf ich schon wieder den großen Rucksack aufsetzen (Ich hätte heute zählen sollen!): Sondergepäckschalter. Der Sicherheitsmensch begleitet mich bis zur Passkontrolle. Jetzt macht das wenigstens mal Sinn: Er schleust mich an der Handgepäckkontrolle vorbei. „Das hatten wir ja schon.“

Nach ca. zwei Stunden ist die Prozedur überstanden, und ich bin im zollfreien Bereich wieder ein freier Mensch. Dass ich mit meiner Wasserflasche im Rucksack gerade gegen eine EU-Regelung verstoße, stört hier niemanden. Jetzt hätte ich Zeit zum Shoppen, aber irgendwie habe ich keine Lust. Ich merke, dass die letzten zwei Stunden anstrengend waren und ich dringend Schlaf brauche.

Flughafen Berlin

Zum Lost-and-Found-Schalter, um meine Kamera abzuholen, muss ich mich durchfragen. Dort zeige ich meinen Abholschein. „Haben Sie keinen anderen Zettel? Sie müssten doch einen DIN A4-Zettel bekommen haben.“ „Hier ist nichts vermerkt von einer Kamera.“ Ich werde eine Mischung aus nervös, traurig und ärgerlich. Was soll ich tun: laut losheulen, geduldig abwarten, schimpfen, brüllen? „Ah, hier ist noch ein Päckchen. Das ist es.“ Ich bekomme einen Pappkarton ausgehändigt, zugeklebt, aber mit der gleichen Nummer drauf wie auf dem Abholschein. Ich suche mir ein Eckchen, hole mein Taschenmesser aus dem großen Rucksack und öffne den Karton: Ja, es ist wirklich meine Kamera, unbeschadet, auch die leeren Batterien sind noch da. Ich sehe wahrscheinlich ziemlich seltsam aus für die Leute, die an mir vorbeilaufen. Wer darf schon bei der Ankunft am Flughafen Päckchen auspacken?

Fazit?

„Wir wissen nicht, was morgen wird / Wir sind keine klugen Leute...“ Die Menschen, denen ich auf dieser Reise begegnet bin, dachten häufig nicht an morgen. „Wir ackern und pflügen das Heute.“

„Wir wissen wohl, was gestern war...“ Gestern, vorgestern war sehr präsent: Geschichte, Geschichten, Erfahrungen von Gewalt und Unfrieden, die enttäuschten Hoffnungen aus den Friedensverhandlungen und -abkommen, aber auch Sehnsucht nach den Großdemos von damals, den großen Gesten, der internationalen Aufmerksamkeit.

„Wir wissen nicht, was morgen wird / Ob der Kampf unser harrt oder Frieden...“ Diese Ungewissheit über das Morgen war überall zu spüren. Wird inzwischen offener darüber gesprochen?

„... Wir wissen nur, dass es Morgen wird / Wenn wir Schwerter zu pflügen schmieden.“

Davon bin ich mehr denn je überzeugt.

Christine Böckmann, September / Oktober 2008

PS Und weil es so schön und so tiefsinnig ist, das Gedicht von Mascha Kaléko noch in voller Länge:

Mascha Kaléko: Chanson für Morgen

Wir wissen nicht, was morgen wird.
Wir sind keine klugen Leute.
Der Spaten klirrt, und die Sense sirrt,
Wir wissen nicht, was morgen wird.
Wir ackern und pflügen das Heute.

Wir wissen wohl, was gestern war,
Und wir hoffen, es nie zu vergessen.
Wir wissen wohl, was gestern war,
Und wir säen das Brot, und das Brot ist rar,
Und wir hoffen, es auch noch zu essen.

Wir wissen nicht, was morgen wird,
Ob der Kampf unser harrt oder Frieden.
Ob hier Sense sirrt oder Säbel klirrt –
Wir wissen nur, dass es morgen wird,
Wenn wir Schwerter zu Pflügen schmieden.